

alles glatt aufginge.“ (Karl Müller.) Die Überschrift unserer Vortragsreihe „Das Problem des Wortes“ bedeutet also nicht etwa einen Gegensatz gegen die andere Überschrift „Das Schriftproblem“, sondern stellte uns nur vor die gleiche Frage in einem über die Schrift hinausgehenden unendlichen Ausmaß.

Nach dem bisherigen entsteht das Problem des Wortes für uns nun gerade da, wo es nach Gottes wunderbarem Rat geschehen ist, daß das ewige Gotteswort soweit in eine endliche Form einging, wie wir es in der Schrift vor uns haben. Wir haben es bei dem in der Bibel uns gegebenen Offenbarungswort mit einer Komponente der Ewigkeit und einer Komponente der Zeit zu tun, mit einer Komponente des unendlichen Geistes und einer Komponente des endlichen Buchstabens. Die Spannung zwischen beiden ergibt das Problem. Betont man einseitig die Geistkomponente, so gerät man in fromme Willkür. Betont man einseitig die Buchstabenkomponente, so gerät man in eine knechtische Bibelgebundenheit.

Das Problem des Wortes tritt uns aber in seiner geheimnisvollen Gewalt erst recht eigentlich dort entgegen, wo es wahr wurde: „Das Wort ward Fleisch.“ „Der Jesus der Geschichte“ und „der Christus des Glaubens“ können und dürfen nicht auseinander gerissen werden. Bei der Frage, wie das im Glauben zusammen geschaut werden kann, das ewige unendliche Wort und das endliche Fleisch der Niedrigkeit, zeigt sich in voller Schärfe das Problem, vor dem wir stehen.

Die geschichtlichen Vorträge der Theologischen Woche haben uns zunächst zurückgeführt in die Tage der Reformation. Von den Humanisten haben es unsere Reformatoren gelernt, auf die Zeitkomponente des in der Schrift gegebenen Wortes Gottes mit allem Ernst und allen Mitteln menschlicher Beobachtung zu blicken. Weil ihnen aber zugleich die Ewigkeitskomponente des Wortes deutlich geworden war, fanden sie in der Schrift nicht bloß Geschichte, sondern Glaube, nicht Moral, sondern Gnade, nicht Wissenschaft, sondern ewiges Leben. — Es war auf der anderen Seite verständlich, daß „Schwärmer“, oder richtiger „radikale Protestanten“ während der Reformationszeit austraten, die die Geistkomponente des Wortes einseitig betonten und unter Mißachtung des Bibelwortes lediglich auf des „innere Wort“ das Augenmerk richten wollten. Bucer und Calvin wurde es gegeben, diesen radikalen Protestanten gegenüber das rechte Wort zu finden: die bleibende Spannung zwischen Autopsie der Schrift und dem testimonium spiritus sancti internum, zwischen der Selbstbezeugung der Schrift und dem inneren Zeugnis des Heiligen Geistes, getragen durch die Erwählung, d. h. durch den göttlichen Ratsschluß heiliger Liebe.

Des weiteren führten uns die geschichtlichen Vorträge in die Zeit der Orthodogie und des Pietismus und es konnte von einer Ehrenrettung beider gesprochen werden. Namentlich war es von Interesse zu hören, wie die orthodoxen Theologen gar nicht so einfach den geschichtlich kontingenten Charakter des Wortes Gottes in der Bibel vor Augen hatten, sondern daß ihnen mit großer Deutlichkeit das ewige Gotteswort als ein gnadenvolles Reden zu den Verlorenen vor dem Glaubensauge stand: der allmächtige Gott hat sich unserer erbarmt, das ist Gottes Wort. — Auf der anderen Seite wurde es uns dargelegt, wie unter dem Begriff „Pietismus“ gar nicht bloß Vertreter eines frommen Subjektivismus gemeint sind, sondern vor allem auch Vertreter einer gesunden Bibeltheologie auf reformierter wie lutherischer Seite (Coccejus; Bengel). Dieser alte Pietismus zerfiel aber durch den Widerstreit zwischen biblischer Gebundenheit und frommer Willkür in sich selber.

Für die Zeit seit Beginn des 19. Jahrhunderts trat dann die uns bewegende Frage unter die sehr ernste Unterscheidung zwischen solchen, die nicht mehr Gott mit sich reden ließen, sondern sich selber von ihrem frommen Bewußtsein aus das Nötige sagten, und zwischen solchen, die sich unter die Majestät des ewigen Gotteswortes beugten. Durchweg war man so von der Ergebnisfähigkeit des menschlichen Herzens überzeugt, daß darüber das Reden Gottes mit dem Menschen als freie und auch frei bleibende Gnade dem verlorenen Sünder

gegenüber schier vergessen wurde. Bei solcher Einstellung war es kein Wunder, daß die Zeitkomponente des Bibelwortes einseitig ins Auge gefaßt wurde, bis man, aller bloßen kritischen Exegese und aller bloß religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Betrachtung müde, mit heiligem Nachdruck wieder darauf aufmerksam gemacht werden konnte, daß wir es bei dem Worte Gottes mit dem unbegreiflichen Wunder zu tun haben: Gott im Himmel redet mit dem Sünder auf Erden. Diese Glaubenshaltung hat freilich auch wieder schon zu einer derartigen einseitigen Betonung der Ewigkeitskomponente geführt, daß neuerdings ein Radikalismus vertreten wird, dem der Jesus der Geschichte völlig gleichgültig wird.

Aus dieser Lage heraus ergaben sich nun die zum Teil sehr lebhaften und erregten, aber doch immer wieder von tiefem Scharnsth getragenen Erörterungen der hinter uns liegenden Theologischen Woche. Es wurde von hier aus gefragt nach der rechten Exegese und nach der Art des Wortes, das heute der Kirche bei ihrer Wortverkündigung in der Predigt als Aufgabe gestellt sei. Die rechte Exegese wurde darin gesehen, daß einem Menschen durch den Heiligen Geist die Augen geöffnet werden, die Wunder an Gottes Gefäß zu schauen und sich unter das Gnadenerwerk Gottes in der Geschichte zu beugen, wie es uns in Wort und Tat Jesu und in Wort und Tat der Propheten und Apostel autoritativ begegnet. Der rechte Dienst am Wort wurde darin gezeigt, daß sich die Predigt im Sinne solcher Exegese an der Schrift als wurzelecht erweisen muß und als viva vox die Bezeugung des gegenwärtigen Gottes und seines Christus im heiligen Geiste sein darf.

„Ein Gespräch zwischen Karl Barth und Adolf Schlatter“, so wurde wohl nicht mit Unrecht von einem theologischen Beurteiler der Ausgang der Theologischen Woche in Elberfeld bezeichnet. Die Aufgabe Karl Barths war es von Anfang an, der einseitig betonten Zeitkomponente des Wortes mit der ihm von Gott geschenkten prophetischen Kraft und Deutlichkeit entgegenzutreten. Dabei will er aber nicht einem Radikalismus zustimmen, der das, was uns in der Bibel über die Fülle der Zeit gesagt ist, einfach beiseite schiebt. — Adolf Schlatter, der auch von Karl Barth hochgeschätzte greise Theologe „unter der Schrift“, mahnt uns, das Ohr an das zeitlich bedingte Schriftwort zu legen, wenn wir Gottes Wort hören wollen, damit unsere Gedanken nicht aus der Welt herausflattern. Wir sind der Überzeugung, daß uns beide Männer heute von Gott geschenkt sind, und daß ihr Doppeldienst uns weiter helfen kann, dem Problem des Wortes so zu begegnen, wie wir es nötig haben. In dieser Richtung Klärung zu geben, das war der Sinn der Theologischen Woche in Elberfeld.



Zur Verständigung mit Karl Barth.

Von Pastor D. Hesse in Elberfeld.

Als der 75. Geburtstag meines greisen Lehrers Adolf Schlatter nahte, wurde ich aufgefordert, für eine Festgabe einen Beitrag zu liefern. Bei der Überfülle meiner Arbeit war es mir nur möglich, das Manuskript von zwei Vorträgen einzureichen, die ich vor drei Jahren auf der Betheler Theologischen Woche gehalten hatte. Ich war mir dabei wohl bewußt, daß das theologische Gespräch inzwischen mancherlei Klärung in den vor drei Jahren schwebenden Fragen gebracht hatte. Hätten die Betheler Vorträge darnach durchgearbeitet werden sollen, so hätte das für mich eine während der letzten Monate unlösliche Aufgabe ergeben. Es blieb darum nichts anderes übrig, als dem gewünschten Beitrag zur Schlatter-Festgabe in der Überschrift die Bemerkung beizugeben: „Vortrag, gehalten auf der Betheler Theologischen Woche im September 1924, in damaliger Fassung unverändert herausgegeben.“

„Schrift und Dienst am Wort“, so lautete das Thema von 1924.* Im Kreise unserer Elberfelder Kandidaten war mir der Gedanke mit großem Ernst entgegengetreten, es könne sich

* Auch als Sonderheft im Furche-Verlag erschienen. Kart. Mf. 1,80.

für uns heute nicht mehr um einen „Dienst an der Schrift“, sondern nur mehr um einen „Dienst am Wort“ handeln. Als ich der Gesamtschauung, die solchen Gedanken zugrunde lag, nachging, trat mir philosophisch ein Neukantianismus, ein kritischer Dualismus von Erscheinungswelt und Seinwelt entgegen. Theologisch war insbesondere eine Auseinandersetzung mit Brunner nötig, dessen Buch „Die Mystik und das Wort“ damals gerade erschienen war. Weiter bot der Vortrag Eduard Thurneysens „Schrift und Offenbarung“ mit seinem Wagnis, über die völlig unsicher gewordenen biblischen Wörter als über einen im Aufstauen begriffenen Stromlauf todesmutig von Scholle zu Scholle zu springen, einen Gegenstand ernststen Nachdenkens.

Zwischenein war die Frage nach der Stellung Karl Barths zu erörtern, zunächst seine Beurteilung von Natur und Geschichte, die auch jetzt wieder bei der Theologischen Woche in Elberfeld im Mittelpunkt des Interesses stand, dann aber auch damals die Frage, wie er es wohl gemeint habe, wenn er im Vorwort zu seinem Römerbrief die Forderung aufstellte: „Sinnlichst weitgehend muß die Beziehung der Wörter auf das Wort in den Wörtern aufgedeckt werden.“ Eine weitere Stelle in seinem Vortrag „Not und Verheißung der christlichen Verkündigung“ schien uns im Zusammenhang des Ganzen so gedeutet werden zu müssen, daß der Betheler Vortrag an dieser Stelle mit folgenden Worten schloß: „Dienst an der Schrift, nicht Dienst an der Schrift, ist auch hier das Übergeordnete, das, worum es sich bei der christlichen Verkündigung eigentlich handelt. So werden wir wohl Barth zu verstehen haben.“

Es ist mir nun eine herzliche Freude, erklären zu können, daß dieses Verstehen Barths ein Mißverständnis war. Jedenfalls ist bereits im Jahre 1925 in Heft 3 von „Zwischen den Zeiten“ ein Vortrag von Professor D. Karl Barth erschienen, den er im April 1925 in Basel, Zürich und Bern hielt: „Das Schriftprinzip der reformierten Kirche.“ Im Anschluß an unser Elberfelder Gespräch weist mich der von uns allen hochgeschätzte Verfasser auf eine Stelle dieses Vortrags hin, die demnächst fast wörtlich in seiner „Dogmatik“ wiederholt wird. Der betreffende Abschnitt lautet:

„Die Form, in der uns die Bibel Offenbarung vermittelt und insofern selber Wort Gottes ist, ist das prophetisch-apostolische Zeugnis. Man kann von diesem Zeugnis die Offenbarung nicht lösen als etwas für sich dahinter Stehendes, für sich zu Betrachtendes. Der Versuch, über die Quellen hinaus zu den Fakten vorzustoßen, die jenseits der Quellen stehen, kann dem Historiker nicht verwehrt werden; er stößt dann z. B. auf das Seelenleben der biblischen Schriftsteller, auf jene religionsgeschichtliche Entwicklung, an besonders wichtiger Stelle auf die paar dunklen Umrisse, die man etwas optimistisch als das „Leben Jesu“ zu bezeichnen pflegt, auf den Anfang der Tragödie, die man Kirchengeschichte heißt. Kein Zweifel, daß es das alles irgendwie, mehr oder weniger erkennbar, gibt. Aber das alles hat mit Offenbarung nichts zu tun. Die Offenbarung steht, nein sie geschieht, für uns in der Schrift, sie geschieht, es gibt hier kein Ausweichen: in den biblischen Texten, in den Worten und Sätzen, in dem, was die Propheten und Apostel als ihre Zeugen sagen wollten und gesagt haben.“ Das ist das relative Recht der Lehre von der Verbalinspiration, auf deren Unrecht wir gleich kommen. Darin liegt ihr Recht: die Texte gehen uns nicht als „Quellen“ an, sondern als Zeugnis. Und das Zeugnis ist nicht in irgendeinem Raum hinter den Quellen zu suchen, sondern in den Texten.“ Aus diesem Ring darf man, um besser zu verstehen, nicht herauspringen. Kurz formuliert: Die Wirklichkeit der Offenbarung ist indirekt identisch mit der Wirklichkeit der Bibel. Indirekt: wir wissen, daß die Bibel Eines ist, die Offenbarung ein An-

deres. Aber identisch: die Offenbarung „ist“ oder „geschieht“ für uns nicht an sich, ihr Geschehen für uns ist die Bibel“).

Aus diesen Äußerungen des Verfassers ergibt sich mit aller Klarheit, daß Karl Barth bei jener Unterscheidung zwischen Dienst am Wort und Dienst an der Schrift keinen Wortdienst gut heißen würde, der die Schrift beiseite schieben wollte. Aus einem persönlichen Brief, den er in diesen Tagen schrieb, mag dazu eine Äußerung noch zur Erläuterung dienen: „Ginge es mir, wie es nach Ihrer Darstellung der Fall wäre, wirklich um ein von den Wörtern zu abstrahierendes Wort, warum hätte ich mir dann z. B. — ob als guter oder schlechter Ausleger, ist eine Frage für sich — immerhin jebiel Mühe gerade um die Wörter des Römer- oder I. Korinther-Briefes gegeben? Hätte ich mir den Weg zum „Wort“ nicht erheblich einfacher machen können?“ — Ich sehe durchaus ein, daß diese Frage ihr begründetes Recht hat und daß, um es noch einmal auszudrücken, jene Stelle im Betheler Vortrag, die Karl Barth zu verstehen glaubte, ein Mißverständnis war.

Von Herzen hoffe ich, daß die mit obiger Darlegung gegebene Verständigung sich auch weiter auf die in Elberfeld noch offen gebliebenen Fragen erstrecken kann. Insbesondere hat es mich gefreut, in dem Büchlein unseres Freundes D. Kolfhaus über „Die Botschaft des Karl Barth“ folgende Stelle über die Würdigung auch der Geschichte zu finden, wo Kolfhaus als verständnisvoller Interpret Karl Barths schreibt: „Indem uns die biblische Geschichte gleichzeitig wird, so daß wir uns als von ihr Gemeinte sehen, schieben wir das damalige geschichtliche Geschehen nicht als minderbedeutend auf die Seite. Vielmehr handhaben wir die oft übersehene Wahrheit, daß allerdings die Geschichte der Patriarchen und Propheten, Jesu und der Apostel recht gelesen werden kann nur in der Beleuchtung des göttlichen Oberlichts. Menschliche Vernunft vernimmt auch in der erhabensten biblischen Geschichte nichts von ihrem letzten, ihr von Gott gegebenen Sinn. Nur wer im Glauben mit Abraham zieht, erkennt, daß dieser Beduinensfürst ein Gesegneter Gottes und der Vater des Glaubens ist. Nur wer im Glauben sich dem Argernis des in der Gestalt sündlichen Fleisches erschienenen Heilands naht, wirft sich vor ihm nieder als dem Sohn Gottes.“ Mit solcher Geschichtsbetrachtung, die die Geschichte nicht beiseite schiebt, aber ihr im Glauben das rechte Vorzeichen gibt, stimme ich von Herzen überein.



Eine Theologische Schule in Elberfeld.

Von Pastor Lohmeyer-Haustenbeck.

Im Rahmen der zweiten Theologischen Woche, welche der Reformierte Bund vom 18. bis 21. Oktober d. J. in Elberfeld veranstaltete, fand am Nachmittag des 18. Oktober eine Besprechung von Vertretern der reformierten Gemeinden statt, um über die von dem Moderamen des Reformierten Bundes vorgelegte Anregung der Gründung einer Theologischen Schule zu beraten. Diese Besprechung über eine praktische Frage war in den Zusammenhang der theologischen Vorträge eingeschoben, gehörte aber gleichwohl in jeder Hinsicht in den Gesamtfluß der Beratungen der Elberfelder Tage hinein.

Es wurde folgende Entschliebung gefaßt:

Die heutige Versammlung von Vertretern der reformierten Gemeinden begrüßt mit dankbarer Freude den Plan einer in Elberfeld zu begründenden Theologischen Schule. Sie ist sich einig

*) „Gerade diese Identifikation des Wortes Gottes mit einer bestimmten Urkunde weist darauf hin, daß bei Calvin der Gedanke der Offenbarung gedacht und bis in seine Konsequenzen durchgedacht wurde“ (Peter Brunner a. a. O. S. 95), wogegen es eine uneinsichtige Rede ist, wenn A. Schweizer (Glaubenslehre der evang. reform. Kirche I 192) meint, man habe „im Eifer des Kampfes auf übertriebene Weise die Heilige Schrift geradezu dem Wort Gottes, also dem Offenbarungselben selbst, gleichgestellt“. Der Satz, daß das Christentum eine „Buchreligion“ sei, ist an seiner Stelle nicht nur geschichtlich, sondern auch grundsätzlich richtig.

1) Loco rei, in verbo acquiescimus (Calvin zu 2. Kor. 5, 7). Vergl. die sehr instruktive Schrift von Peter Brunner, Vom Glauben bei Calvin. 1925. S. 92 f.

2) Est distinctio verbi in ἄρραγορ et ἔρραγορ non divisio generis in species, ut Pontificii volunt, sed subjecti in sua accidentia, quia eidem verbo accidit, ut olim non fuerit scriptum et nunc sit scriptum (Leonh. Riissen bei Hepppe, S. 16).